

Alexander Solschenizyn: Humanist besonderer Art

Von Edward E. Ericson, Jr.

Wer ist dieser Alexander Solschenizyn, den wir gelesen haben? Vor 1972 wußten wir es alle. Er war ein Anti-Totalitarist, ein großer Künstler, ein moderner Held im Zeitalter des Anti-Helden, ein Dulder, im allgemeinen mit Beifall bedacht (auf dieser Seite des Eisernen Vorhangs wenigstens) für seinen Mut und seine Rechtchaffenheit.

Nun wird er neu bewertet. Wir lesen in unserer führenden Presse, was die Kritiker objektive Neueinschätzung nennen. Frühere Begeisterung stirbt nun den Tod durch tausend Einschränkungen. Was ist geschehen?

Solschenizyn zeigte sich in spektakulärer Weise auf der Weltbühne 1972, als Nikita Chruschtschow die Publikation von »Ein Tag im Lebendes Iwan Denisowitsch« autorisierte mit der Absicht, eine anti-stalinistische Position zu unterstützen. Selten, wenn jemals, hat die ideologische Verwendung eines Kunstwerkes eine so perfekte Frühzündung hervorgerufen: denn der weltweite Ruhm, zu dem der Autor gelangte, garantierte ihm nicht nur seine persönliche Freiheit, sondern sicherte ihm auch ein internationales Publikum mit beträchtlichen Erwartungen nach weiteren Berichten von diesem Zeugen.

Sein Ansehen wurde geschaffen durch die drei wesentlich autobiographischen Romane: »Ein Tag«, »Der erste Kreis der Hölle« und »Krebsstation«. Diese wurden weithin gelesen und diskutiert. Das derzeitige Interesse konzentriert sich auf seine neueren Werke »August 1914«, »Brief an die sowjetischen Führer« und »Archipel Gulag«. Wir werden kurz auf sie eingehen sowie auf ein wenig bekanntes Stück »Kerze im Wind«, das 1974 veröffentlicht wurde. Was sagen diese Werke aus, die die Ansichten vieler Kommentatoren über Solschenizyn geändert haben?

Diese Frage kann man ziemlich einfach beantworten. Solschenizyn zeigt sich nicht mehr als liberaler säkularer Humanist. Er ist vielmehr ein altmodischer Christ, der zugleich ein altmodischer russischer Nationalist ist.

Ich schrieb 1969 und 1970 Artikel, in denen ich mich darauf berief, daß Solschenizyn ein christlicher Humanist von sehr traditioneller Art sei – dieses Urteil basierte in erster Linie auf der Lektüre seiner autobiographischen Romane. Jetzt ist eine wichtige neue Einzelheit ans Licht gekommen – »Kerze im Wind«, 1974 veröffentlicht, aber 1960 geschrieben, also eines von Solschenizyns frühen Werken. Es ist von zwingender Evidenz: seine Werke sind durchtränkt von einer christlichen humanistischen Vision, von der er, nachdem er sie einmal angenommen hatte, nie abgewichen ist. Was in seinen autobiographischen Romanen implizite war, ist in diesem frühen Stück ausgeführt.

»Kerze im Wind« ist das einzige Werk Solschenizyns, das nicht in Rußland spielt: es hat vielmehr einen vagen internationalen Rahmen, dessen Funktion es offensichtlich ist, eine umfassende Stellungnahme zur menschlichen *Conditio* zu ermöglichen. Während diese Absicht die literarische Wirkung des Stückes zu beeinträchtigen scheint, hat Keith Aimes recht, wenn er in seiner Einleitung zur englischen Fassung

schreibt: »Was auch immer seine dramatischen Qualitäten sind, ›Kerze im Wind‹ bleibt ein außerordentlich klarer und umfassender Ausdruck von Solschenizyns Ansichten.«

Die Hauptperson Alex hat einiges gemeinsam mit dem Autor Alexander. Er ist Mathematiker, der im Alter von vierzig Jahren zur Freiheit zurückkehrt; es folgen drei Jahre in der Armee, neun Jahre im Gefängnis und fünf Jahre im Exil. Wie Solschenizyn hat er durch die Gefängniserfahrung viel gelernt. Er glaubt, daß jene scheinbar verschwundenen Jahre »nicht wirklich verloren« waren und fügt hinzu: »Vielmehr waren jene Jahre notwendig . . .« Indem er die geistige Reife anerkennt, die er während der Inhaftierung gewonnen hat, erklärt Alex: »Es gibt Augenblicke, in denen ich sage, ›Gott segne dich, Gefängnis!‹ « Indem er die Gefühle eines anderen *alter ego* Solschenizyn, Gleb Nershin, aus dem »Ersten Kreis der Hölle« wiedergibt, lernt Alex seine Lektion, was wichtig im Leben ist: »Leiden ist eine Hebestange für das Wachstum der Seele. Ein zufriedengestellter Mensch hat immer eine arme Seele.« Auf jeden Ratschlag zur Lebensführung reagiert Alex mit der einfachen, aber eindringlichen Frage: warum?

Alex kehrt aus dem Gefängnis in die soziale Gruppe zurück, in der er sich einst wohlfühlte, nur um herauszufinden, wie weit er nun von ihrer Lebensweise entfernt ist. Als erstes trifft er seinen alten Onkel Maurice, einen ganz gewöhnlichen Epikureer, der im Alter von Siebzig ein achtzehnjähriges Mädchen geheiratet hat – das dritte Mal, daß er so handelte. Aber das Gefängnis hat Alex einen besseren Weg gelehrt. So sieht er es jetzt: »Wozu brauchen wir Reichtum? Macht Reichtum einen Menschen besser? Ich habe das nicht bemerkt.« So über Schuhe: »Du solltest sie tragen, bis die Sohlen abgelaufen sind. Das ist logisch.« In Alex' Sicht »ist es nicht eine Frage, wieviel du verdienst, es ist die Frage, wie wenig du ausgibst.« Welch' unterschiedliche Wertschätzung, verglichen mit der der Hedonisten: »Was nicht materiell ist, ist nicht-existent. Laßt uns trinken.« Die unantastbaren Prinzipien der Lebensführung gehen im irren wirbelnden Strudel des Hedonisten verloren.

Das Hauptthema des Stückes ist das Böse: die Manipulation menschlichen Wesens durch die Erfindungen der Wissenschaft. Dieses Thema und der Angriff auf den Hedonismus laufen zusammen. Sie sind diktiert von der Sorge um die Unversehrtheit und den Sinn des menschlichen Lebens, Solschenizyns ständiges Thema.

Es zeigt eine weite Sicht von Humanität, die durch beides gefährdet ist, den Hedonismus, der den Menschen zum Tiere macht, und den utopischen Wissenschaftsglauben, der den Menschen auf das Niveau der Maschine stuft.

Solschenizyns Christentum wird sehr deutlich am Ende des Stückes, wenn eine ältere Frau, genannt Tante Christine, erscheint. Sie betreut das Totenbett jenes Onkel Maurice, der ein Sprachrohr war für Thesen, die sie, bewegt durch seine klare Absage an das sinnlose und fade hedonistische Leben, zu opfern sich anschickt . . . Sie holt eine Kerze hervor, stellt sie an den Kopf seines Bettes und zündet sie an – auf gut russisch-orthodoxe Weise. Dann fängt sie an, aus der Bibel zu lesen: »Niemand, der eine Kerze angezündet hat, stellt sie an einen verborgenen Platz oder unter einen Scheffel, sondern auf einen Kerzenhalter, so daß diejenigen, die hineinkommen, das Licht sehen können . . . Gib deshalb acht, daß das Licht, das in dir ist, nicht Dunkelheit sei.« Das Licht, das in dir ist . . .

Dies war Solschenizyns ursprünglicher Titel für dieses Stück. Diesem Licht gegenüber, dem Licht des Gewissens, des moralischen Selbst, das durch Gott in alle Menschen gesetzt ist, muß man antworten und verantwortlich sein.

Tante Christine erscheint nur einmal. Sie kommt am Ende des Stückes wie der *deux ex machina* im alten griechischen Drama. Nicht allein ihr Name ist bezeichnend, sondern sie zeigt auch einen beliebten Kunstgriff Solschenizyns, indem er eine betagte heiligmäßige Frau vorführt, die die geistige Zähigkeit der alten russischen, seinem Herzen so teuren Orthodoxie verkörpert. Diese Personen, das schließt er nicht aus, mögen von dem modernen Intellektuellen verachtet werden, aber in der Einfalt ihres Glaubens zeigen sie eine Weisheit, die größer ist als die des klügsten Menschen. Wenn Tante Christine nicht dazu dient, das Festhalten des Autors am christlichen Glauben aufzuzeigen, welche Funktion hat sie denn in diesem Stück? Keith Aimes trifft ins Schwarze, wenn er sagt:

»Christine proklamiert den christlichen Glauben, über den dieses Stück unterrichtet. Dieser Glaube ist die Basis der ›absoluten Moralität‹: sie gibt Alex den Mut, seine Irrationalität der Logik von Philipp und Terblom entgegenzusetzen. . . . In ›Kerze im Wind‹ versucht Solschenizyn, eine widerstrebende Welt von den Gefahren des Materialismus und der Wissenschaftsgläubigkeit zu überzeugen. Indem er das tut, proklamiert er den christlichen Glauben, der ihn später zu ›Die Osterprozession‹ und ›Der Fastenbrief‹ inspiriert hat.«

Während die religiöse Perspektive, die Solschenizyns Werken zugrunde liegt, in den drei autobiographischen Romanen nur implizite vorhanden war und es deshalb verständlich ist, daß die Kritiker dieses Element in seinen Werken in den sechziger Jahren nicht nachdrücklich betonten, ändert sich das alles, seit »August 1914« erschienen ist.

Die Hauptaufgabe des Autors in »August 1914« ist es, die Wahrheit der Geschichte Rußlands, die aus Gründen der Ideologie von den Sowjetführern manipuliert und verschwiegen wird, wieder zu entdecken. Aber die Beschäftigung des Romans mit Rußland beseitigt nicht den allgemeinen menschlichen Bezug. Solschenizyns Loyalität gegenüber den besten Traditionen seiner Nation ist ein Teil seiner Loyalität gegenüber der menschlichen Familie und ihrem Bedürfnis nach Wahrheit, wie er es in seiner Nobelpreis-Rede dargelegt hat.

In »August 1914« versucht er, den russischen Charakter, die russische Seele zu schildern; und er tut das, indem er eine große Zahl von Persönlichkeiten nebeneinanderstellt und kombiniert, von denen einige historisch und einige erfunden sind. Er sieht im russischen Charakter beides, Größe und Elend. Wir können das Aufgebot an Persönlichkeit wie folgt umreißen: General Samsonow repräsentiert die Welt des alten Rußland, die der Autor schätzt und die er bewahrt zu sehen wünscht. Oberst Worotynzew repräsentiert das moderne Leben, welches für den Autor ein notwendiger Zusatz zum guten alten Rußland ist, wenn es im zwanzigsten Jahrhundert lebensfähig sein will. Auf der anderen Seite repräsentieren die abwegigen, feigen, der Mode unterworfenen Generale das korrupte alte Rußland, das der Autor verabscheut. Und die revolutionären Intellektuellen repräsentieren die moderne Welt, die Solschenizyn nur als schädlich in ihren Wirkungen auf die russische Seele ansehen kann.

General Samsonow ist ein altmodischer Mann, religiös und patriotisch. Er ist auch unfähig; seine Truppen verloren die Schlacht bei Tannenberg. Samsonow deutet die Niederlage nicht nur mit religiösen Begriffen (als Zeichen göttlicher Vergeltung), sondern er wächst auch geistig durch diese Drangsal. Einer der Sprecher des Autors in dem Roman sagt: »... Wir sollten unsere Seele entwickeln. Es gibt nichts Kostbareres als die Entwicklung der Seele eines Menschen; das ist wichtiger als das Wohlergehen zahlloser künftiger Generationen.« Samsonow tut gerade dieses: Er entwickelt seine Seele. Sogar in der Niederlage erreicht er eine »melancholische Ruhe und ein neu gewonnenes Verständnis«.

Solschenizyn zeigt durch Samsonow, daß ein Mann in seiner sozialen Funktion ein Versager sein kann, aber durchaus erfolgreich als menschliches Wesen. Nach seiner Niederlage vor seinem Tode wird Samsonow wie folgt beschrieben:

»Er war nicht länger umgeben von einem irdischen Gegner, nicht länger bedroht; er hatte sich über alle solche Gefahren erhoben. Die Wolke, die die Braue des Armee-Kommandeurs verdunkelte, zeigte trotz allem nicht ein Schuldgefühl, sondern unaussprechliche Größe an: vielleicht hatte er nach außen hin Dinge getan, die nach dem Kanon von Strategie und Taktik falsch waren, aber von seinem Gesichtspunkt aus war das, was er getan hatte, letztlich richtig.«

Weit davon entfernt, hier über Samsonow ein negatives Urteil zu fällen, hat Solschenizyn ihn mit moralischer Würde ausgestattet.

Am Ende ist Samsonow ein Mann des Glaubens. »Was geschehen war, war offensichtlich ein Teil von Gottes Absicht, und das war etwas, das über den Horizont der Zeitgenossen geht.« Tragödie hat immer ein Mysterium zur Folge. Einige Menschen beugen sich dem unverständlichen Schicksal und fluchen. Andere beugen sich demselben unverständlichen Schicksal und erhalten den Glauben, daß ein höheres Wesen die Bedeutung versteht, die sich ihnen entzieht. Samsonow ist ein solcher Typ.

Trotzdem gab es diese Niederlage, und es tut keinem Land gut, an geistigen Gütern festzuhalten, wenn es nicht auch in der realen Welt überleben kann. Für das Überleben wird Worotynzews Sachlichkeit gebraucht. Obwohl er Samsonows religiöse Gewißheit nicht teilt, ist er völlig Humanist. In der letzten Szene erinnert seine unentwegte Treue zur Wahrheit den Leser an seinen Autor; er entscheidet, »ein für allemal auszusprechen und zu sagen, was man wirklich denkt – es ist mehr als ein Vergnügen, es ist eine heilige Pflicht! Man sollte alles aus seiner Brust herausbringen und dann hinterher, wenn notwendig, sterben.« So fährt er fort, die Wahrheit über jene Generale zu sagen, die Alibis zu ihrer Entschuldigung hervorbringen, und demonstriert auf diese Weise seine Solidarität mit Samsonow.

Von den beiden Helden des Romans ist es Samsonow, der wegen seiner Unfähigkeit mit dem größeren moralischen Gewicht ausgestattet wird, und dieser Sachverhalt wirft Lichter auf Solschenizyns Religiosität. Er findet im russischen Charakter beides, Gutes und Böses, und die Kombination von Tradition (Samsonow) und Modernität (Worotynzew) ist ein gewichtiger Maßstab für den Autor und für seine Sicht auf das menschliche Leben in der modernen Welt.

Wenn »August 1914« viele Rezensenten enttäuschte, so hat Solschenizyns »Brief an die sowjetischen Führer« dazu beigetragen, daß man sich gegen ihn gestellt hat. Solschenizyns Ansicht ist, daß die hauptsächliche Bedrohung für einen gesunden

russischen Staat die marxistisch-leninistische Ideologie ist. Immer wieder plädiert er leidenschaftlich:

»Laßt uns ausziehen und von uns abschütteln dieses schmutzige, schweißige Hemd der Ideologie, das so sehr mit dem Blut jener 66 Millionen befleckt ist, daß es den lebenden Körper der Nation am Atmen hindert. Diese Ideologie trägt die gesamte Verantwortung für all das Blut, das vergossen worden ist.«

Es ist heute allgemein bekannt, daß fast niemand in der Sowjetunion an die marxistisch-leninistische Ideologie glaubt. In der Sprache Solschenizyns:

»Nur die Habgier einiger, die Blindheit anderer und eine Sehnsucht nach Glauben auf der Seite wieder anderer kann dazu dienen, den grimmigen Scherz des zwanzigsten Jahrhunderts zu erklären: Wie kann solch eine diskreditierte und bankrotte Doktrin immer noch so viele Anhänger im Westen haben! In unserem Land sind die wenigsten von allen übrig geblieben.«

Aber da diese Ideologie die offizielle Linie der Regierung und der Kommunistischen Partei bestimmt, sind diese verpflichtet, ihre Wundermittel öffentlich zu propagieren. Solschenizyn ist so naiv, unhöflich zu brüllen, daß der Kaiser keine Kleider hat. Sein Mangel an Ehrfurcht ist ein ausreichender Grund, ihn aus seiner geliebten Heimat hinauszwerfen.

Die Presse hat viel Tinte verschüttet über das Thema des Exils. Gewöhnlich läuft es auf das Ergebnis hinaus, daß, während diese Handlung den Kreml ins ungünstige Licht setzen sollte, wir dankbar sein können, daß die sowjetischen Führer über den Barbareien der Stalin-Zeit stehen und Solschenizyns Leben gnädig geschont haben.

Das ist sehr oberflächlich. Solschenizyn würde diese Leseart zweifellos anfechten. Westliche Weltbürger mit oft schlecht kaschierter Verachtung des Patriotismus und des nationalen Stolzes können nicht verstehen, wie verheerend eine Exilstrafe für den wahren, tief und kräftig in seiner Heimerde und nationalen Kultur wurzelnden Patrioten ist. Solschenizyn hat gesagt, daß er nur auf die traurige Musik Rußlands hört und nur darüber schreibt. Welcher Spötter nationaler Souveränität kann das verstehen? Als Befürworter der persönlichen Freiheit denken wir natürlich, der Gefangene wäre gern aus dem Gefängnis heraus. Aber Solschenizyn hat oft in seinen Romanen gesagt, man könne lernen, im Gefängnis glücklich zu sein, nämlich dadurch, daß man die innere Freiheit zu schätzen lernt, jene Freiheit, welche die Einkerkelung pflegen hilft, die Illusionen über die Wirklichkeit abwirft, die entdeckt, was im Leben wichtig und was unbedeutend ist, um die eigene Seele zu entwickeln. Wie es ein bescheidener Gefangener herausfordernd zu einem hohen stalinistischen Beamten im »Ersten Kreis der Hölle« sagte: »Verstehen Sie nur eines, und geben Sie es an irgend jemand an der Spitze weiter, der immer noch nicht begriffen hat, daß ihr nur so lange stark seid, wie ihr den Leuten nicht alles wegnehmt. Denn jemand, dem ihr alles genommen habt, ist nicht länger in eurer Gewalt. Er ist absolut frei.« Kein Zweifel, Solschenizyn hegt die quälende Furcht, daß das Abgeschnittensein von der nährenden, lebendigen Kultur Rußlands ihn als Schriftsteller vernichten wird. Aber ich zweifle nicht, daß er die harte Disziplin entwickelt hat, auch das Schreckensgespenst der Einsamkeit im Exil zu überwinden.

In dem »Brief an die sowjetischen Führer« sagt Solschenizyn, daß Rußland zwei großen Gefahren entgegengeht: Krieg mit China und Zerstörung durch ein

Übermaß moderner Technologie – ein Ergebnis erstickender Umweltverschmutzung und des Raubbaus der Bodenschätze. Beide Bedrohungen lassen sich entschärfen, wenn man bereit ist, den Marxismus und seinen Imperialismus zu verwerfen und sich der inneren Entwicklung der großen Nation Rußland zuzuwenden. Dies wird keine Gefahr vom Westen nach sich ziehen; denn aus seiner Sicht »... hält die westliche Welt nicht länger mehr als eine einzige, klar geeinte Macht der Sowjetunion das Gegengewicht; sie hat in der Tat fast schon aufgehört zu existieren. ... Nicht aus äußeren Gründen sind die siegreichen Mächte schwach geworden und entkräftet.«

Seine kurze Kritik am Westen ist verblüffend:

»Die katastrophale Schwäche der westlichen Welt und der ganzen westlichen Zivilisation ist ... das Ergebnis einer historischen, psychologischen und moralischen Krise, die die gesamte Kultur und Weltauffassung berührt; sie wurde empfangen zur Zeit der Renaissance und erreichte ihren Gipfel mit der Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert.«

Solschenizyn behauptet, daß »die Vereinigten Staaten ein schwaches und unentwickeltes Gewissen haben«, und das erkläre, »wie das mächtige Amerika gegenüber dem winzigen Nordvietnam verlor, wie die Nerven der amerikanischen Gesellschaft und der amerikanischen Jugend versagten ...«

Weiter äußert er sich vernichtend:

»Dieses ungestüme ›Austoben der Demokratie‹, bei dem einmal alle vier Jahre die Politiker und das ganze Land sich fast gegenseitig umbringen im Verlauf einer Wahlschlacht, in der sie versuchen, die Massen zu befriedigen (worauf nicht nur innenpolitische Gruppen, sondern auch fremde Regierungen wiederholt einwirken); bei dem ein Richter, seine obligatorische Unabhängigkeit ignorierend, um den Leidenschaften der Gesellschaft Vorschub zu leisten, einen Mann freispricht, der während eines auszehrenden Krieges Dokumente des Verteidigungsministeriums stiehlt und veröffentlicht.«

Der »Brief an die sowjetischen Führer« geht über negative Kritik hinaus; er trägt einige von Solschenizyns positiven Gedanken darüber vor, wie Rußland zu retten sei. Zuerst tritt er für ein Null-Wachstum ein: »Wirtschaftliches Wachstum ist nicht nur unnötig, sondern ruinös ... Wir müssen verzichten – das ist dringend –, auf das gigantische Ausmaß der modernen Technologie in der Industrie, der Landwirtschaft und der städtischen Entwicklung (die Städte von heute sind Krebsgeschwüre).« Daß er ein romantischer Primitivist ist, der antizivilisatorischen Atavismus eines utopischen Glücks äußert und alle Vorteile der Wissenschaft und Technologie zurückweist, ist nicht der Fall, obwohl einige Kritiker ihn in dieser Weise verstanden haben. Tatsächlich läßt er ausdrücklich der Technologie einen Platz und verwirft nur ihr Übermaß. Niemand, der sich Solschenizyns Lob auf Worotynzew und auf die Ingenieure in »August 1914« ins Gedächtnis zurückruft, kann ihn fairerweise der Opposition gegen die Technologie *per se* anklagen.

Das zweite Hauptelement in seiner positiven Vision dieses »Briefs« ist Solschenizyns Förderung des russischen Nationalismus. Er meint genau Rußland, die R.S.F.S.R., nicht die USSR. Er wünscht nicht nur, daß die sowjetischen Führer es aufgeben, sich in Affären überall in der Welt einzumischen, sondern er wünscht auch, daß die dominierenden Russen den anderen Nationalitäten, die zur Zeit in

der Sowjetunion absorbiert sind, ihre Autonomie zugestehen. Sein Anti-Imperialismus beruht auf einer Sorge um die moralische Entwicklung:

»Die gesamte Weltgeschichte zeigt, daß Völker, die Weltreiche schufen, geistig letztlich immer gelitten haben. Das Ziel, ein großes Reich zu schaffen, ist mit der moralischen Gesundheit eines Volkes unvereinbar. Wir sollten uns nicht erdreisten, internationale Aufgaben zu erfinden und ihre Kosten zu tragen, solange unser Volk in solch einer moralischen Unordnung ist.«

Wenn Solschenizyn den Marxismus auch überwunden sehen will, so wünscht er doch keine Einführung der Demokratie in Rußland. Er ist nicht aus philosophischen Gründen gegen freie Wahlen, aber er versucht, realistisch zu sein. So will er, daß die gleichen Führer im Amt bleiben, doch ohne die verwirrende Ideologie. Er nennt das Regierungssystem, das die Sowjetunion heute beherrscht, autoritär. Rußland, sagt er, hat tausend Jahre mit einer autoritären Ordnung gelebt. Und »vielleicht ist dies das einzige, für das es heute reif ist . . .« Aber das alte russische autoritäre System hatte etwas, wovon die Nachfolger etwas lernen könnten: » . . . damals war eine wichtige Bedingung erfüllt: Jene autoritäre Ordnung besaß eine strenge moralische Grundlage, ansatzweise, obwohl es sich nicht um die Ideologie universaler Gewalt handelte, sondern um christliche Orthodoxie . . .« So glaubt er: »Alles hängt davon ab, welche Art autoritärer Ordnung für uns in Zukunft bereit liegt.«

Diese Billigung des autoritären Systems wurde von Solschenizyns demokratischen Bewunderern im Westen ungläubig aufgenommen. Autoritäres System ist kein Wort, das man in feiner Gesellschaft gebraucht. Die Religion der Demokratie ist zu mächtig, als daß dieses Wort freundliche Aufnahme finden könnte – in manchen Fällen nicht einmal Toleranz. Und wie antworten die sowjetischen Führer? Sie dürfen nicht einmal mit seinem Einverständnis zufrieden sein, daß sie ihre Ämter weiter ausüben sollen, denn sie berufen sich ja darauf, im Namen des Volkes zu regieren. Sie berufen sich darauf, demokratisch zu sein. Solschenizyn hat ihre Herrschaft genannt, was sie ist: autoritär.

Schließlich verlangt der »Brief an die sowjetischen Führer« eine geistige Entwicklung des russischen Volkes, sowohl individuell als auch insgesamt. Herausfordernd heißt es: »Wenn man die Moral des Volkes, seine geistige Beschaffenheit, ihre Beziehungen untereinander und mit der Gesellsaft im Sinn hat, so sind alle die materiellen Leistungen, auf die wir so stolz sind, wertlose Bagatellen.« Er klagt an: »Grausame Feindseligkeit gegenüber der Religion ist das beharrlichste Merkmal des Marxismus«; er plädiert für Offenheit gegenüber allen religiösen Überzeugungen, da diese moralisch und geistig ihre Anhänger besserten. Er wäre sogar damit einverstanden, Marx-Verehrern die Freiheit zu gestatten, an dem Altar ihrer Wahl anzubeten, so daß eben der Marxismus »seiner staatlichen Privilegien beraubt ist« und mit mit anderen Religionen auf gleicher Basis konkurrieren müßte. Aber er geht noch weiter und erklärt, was er für die beste moralische Basis eines gesunden Rußland hält:

»Ich selbst sehe im Christentum heute die einzige lebende geistige Kraft, die Rußland geistig heilen kann. Doch fordere ich und schlage keine besonderen Privilegien für sie vor, nur, daß sie fair behandelt werden sollte und nicht unterdrückt werden dürfte.«

»Der Brief an die sowjetischen Führer« ist angreifbar in vielen einzelnen Punkten. Ich selbst stimme nicht mit allem überein, was er sagt. Aber dieser dünne Band ist weit wichtiger als eine allgemeine Äußerung über die grundlegende Überzeugung des Autors denn als ein detailliertes Programm für die Zukunft. Und wenn man ihn auf diese Weise liest, ist er, für meinen Geschmack, eine unbedingt anregende Schrift. Er ist auch eine weitere Bestätigung dafür, daß man Solschenizyn als einen hervorragenden Repräsentanten des christlichen Humanismus lesen kann.

Solschenizyns letztes Werk, der erste Band des »Archipel Gulag«, ist ein Tatsachenbericht über das Gefängnisssystem der Sowjetunion. Er deckt jeden seiner Aspekte auf: die Verhaftung, das Verhör, die Wirkung auf Familie und Freunde, die physischen Folterungen, Toiletteneinrichtungen, Nahrung usw., usw. – und die ganze Geschichte dazu. Er nennt Namen – von beiden, den Opfern und den Schindern.

Worte versagen, um den ganzen Sinn des enthumanisierenden Schreckens zu vermitteln, der in »Archipel Gulag« wiedergegeben wird. Auch der Autor, trotz und gerade wegen der notwendigen Breite der Darstellung, sah das Problem: »Ebenso wenig wie der Fuhrmann eines Ochsenkarren aus Gogols Zeit sich die Geschwindigkeit eines Jet-Flugzeugs vorstellen kann, können jene, die nie die Fleisch schindende Empfangslinie von Gulag überschritten haben, die wirklichen Möglichkeiten des Verhörs begreifen.« Das größte Problem ist das der großen Zahl, da ja nach einer gewissen Zeit unsere Vorstellungskraft paßt. Solschenizyn grübelt über dieses Thema:

»So wurden viele erschossen – tausende zuerst, dann hunderttausende. Wir teilen, wir multiplizieren, wir seufzen, wir fluchen. Aber es bleibt dabei, das sind nur Zahlen. Sie überwältigen den Verstand und werden dann leicht vergessen. Und wenn eines Tages die Verwandten derer, die erschossen wurden, einem Verleger Fotografien ihrer hingerichteten Familienangehörigen senden sollten und ein Album dieser Fotografien in mehreren Bänden veröffentlicht würde, dann würden wir schon beim Durchblättern, wenn wir in die ausgelöschten Augen sehen, vieles lernen, was für den Rest unseres Lebens wertvoll wäre. Ein solches Lesen ohne Worte würde für alle Ewigkeit sich tief in unseren Herzen einprägen.«

Folter ist der Hauptgegenstand für alle, die Archipel Gulag bereisen. So schreibt Solschenizyn, der fest davon überzeugt ist, daß die Gefängnisse der vor-bolschewistischen Ära sicher human waren, verglichen mit jenen, die ihr folgten:

»Wenn man den Intellektuellen in den Stücken Tschechows, die ihre ganze Zeit damit verbringen zu raten, was in zwanzig, dreißig, vierzig Jahren passiert, erzählt hätte, daß in vierzig Jahren Verhöre durch Folterungen in Rußland praktiziert würden; daß die Schädel der Gefangenen in Eisenringe gequetscht würden; daß ein menschliches Wesen in ein Säurebad hinuntergelassen würde; daß sie nackt festgebunden würden, um von Ameisen und Wanzen gestochen zu werden; daß ein Ladestock, erhitzt über einem Spiritusofen, ihnen in den After gestoßen würde (der geheime Brand); daß die Genitalien eines Mannes langsam unter der Zehe eines Stiefelknechts zerquetscht würden; und daß unter glücklichen Umständen Gefangene gefoltert würden, indem man sie eine Woche lang vom Schlafen abhält oder durch Durst oder indem man sie zu einem blutigen Brei zusammenschlägt –, nicht eines von Tschechows Stücken wäre zu Ende gekommen, weil alle seine Helden ins Irrenhaus gelaufen wären.«

Solschenizyn ist besonders betrübt über die Unterwürfigkeit der »Kaninchen«. Doch deutet er in keiner Weise an, daß er über den anderen steht. Er qualifiziert eindeutig seine eigene Unreife. Er schrie es nicht seinen Mitbürgern zu, als er verhaftet wurde. Es hätte nicht viel gefehlt und er hätte andere mit in die Sache verwickelt. Er war als Armeeeoffizier dickfellig gegenüber seinen Untergebenen. So weiß er aus seiner eigenen Erfahrung, daß »die Linie, die Gut und Böse scheidet, das Herz jedes menschlichen Wesens durchschneidet«. Er hätte leicht einer der Scharfrichter werden können; in der Tat, er war nahe daran, es zu werden. Dieser Gedanke führt ihn zu seinen eindringlichen Betrachtungen über die menschliche Natur, die seinen christlichen Humanismus offenkundig machen:

»Im Leben jedes Herzens wechselt diese Linie (die Gut und Böse scheidet) ihren Platz; manchmal wird sie durch übermäßiges Böse in eine bestimmte Richtung gedrängt und manchmal verschiebt sie sich, so daß das Gute hinlänglich gedeihen kann. Ein und derselbe Mensch ist auf verschiedenen Altersstufen, unter verschiedenen Umständen ein vollkommen unterschiedliches menschliches Wesen. Manchmal ist es nahe daran, ein Teufel zu sein, manchmal ist es der Heiligkeit nahe. Doch sein Name ändert sich nicht, und diesem Namen schreiben wir das ganze Schicksal zu, Gutes und Böses.«

Solschenizyn wuchs moralisch, als er im Gefängnis war; er gewährt uns einige interessante Einblicke. Nachdem er lange den Marxismus mit Beweisgründen gegen seine Verleumder verteidigt hatte, hinterließ das erste Jahr seiner Haft Spuren in ihm, so daß er nicht mehr anderslautende Meinungen als bourgeoise Lügen zurückweisen konnte. Seine eigene Erfahrung bestätigte, daß einige ihrer Überzeugungen gültig waren, »und genau an diesem Punkt begann meine Überzeugungskraft schwach zu werden, so daß sie mich bei unseren Debatten schlagen konnten, ohne daß sie es gewollt hätten.« Auch bekämpfte er die Religion, während er im Gefängnis war. Doch wieder zog er den kürzeren in den Debatten. In einer Unterhaltung mit einem jungen Mann lehnte er ein Gebet des späteren Präsidenten Roosevelt als Heuchelei ab. Der junge Mann fragte, warum es nicht möglich sein sollte, daß ein politischer Führer aufrichtig an Gott glaube.

»Das ist alles, was gesagt wurde! Aber aus welcher Richtung war der Angriff gekommen! So etwas zu hören von jemandem, der Jahrgang 23 war? Sicher könnte ich ihm entschieden widersprochen haben, aber das Gefängnis hatte schon meine Sicherheit untergraben und was das Wichtigste war: eine Art sauberen, reinen Fühlens lebt wirklich in uns und existiert getrennt von unseren Überzeugungen, und genau dies dämmerte mir: daß ich nicht aus Überzeugung gesprochen hatte, sondern nur deshalb, weil der Gedanke mir von außen eingimpft worden war. Deswegen war ich unfähig, ihm zu erwidern; ich fragte ihn nur: »Glauben Sie an Gott?« »Natürlich«, antwortete er ruhig.«

Solschenizyns Glaube an Gott scheint sich dann allmählich während seiner Gefängniszeit entwickelt zu haben. Dasselbe gilt für seine Ablehnung des Marxismus. Er wurde 1918 geboren, ein wahrer Sohn der Revolution. Die Bedeutung dieser Neuorientierung seines Lebens können wir nur schwer ermessen. Aber es scheint klar, daß beide Prozesse gleichzeitig vor sich gingen; das erklärt auch, weshalb er die Feindschaft gegenüber der Religion als stärksten und tiefsten Antrieb des Marxismus ansieht.

Außergewöhnliche Erfahrung ist geeignet, außergewöhnliche Lektionen zu erteilen; das trifft in Solschenizyns Fall zu. Die Lektion, die er sehr häufig wiederholt, ist für uns sehr schwer anzunehmen, aber sie könnte höchst passend für uns sein: der Verzicht auf den Materialismus:

»Habe nichts! Besitze nichts! Buddha und Christus lehrten uns das, auch die Stoiker und die Zyniker. Obwohl wir begierig sind, warum können wir nicht einmal den Anschein erwecken, als begriffen wir diese einfache Lehre? Können wir nicht verstehen, daß wir mit Eigentum unsere Seele zerstören? . . . Besitze nur das, was du immer mit dir führen kannst: Kenne Sprachen, kenne Länder, kenne Menschen. Laß dein Gedächtnis deine Reisetasche sein. Gebrauche dein Gedächtnis! Gebrauche dein Gedächtnis! Es sind allein solche bitteren Samenkörner, die eines Tages sprießen und wachsen könnten.«

Solschenizyn glaubt, daß, »wenn man Dinge besitzt und um ihr Schicksal zittert«, wir »die seltene Gelegenheit des Wahrnehmens und Verstehens verwirken«. Er erläutert: »Oh, weises Evangelium, das vom Kamel und dem Nadelöhr spricht! Diese materiellen Dinge werden dich davon abhalten, in das himmlische Königreich des befreiten Geistes einzugehen.« Schließlich legt er offen die Summe seiner Lebenssicht dar:

»Wie verhält es sich mit der Hauptsache im Leben, mit allen seinen Rätseln? Wenn du willst, will ich es für dich entziffern. Verfolge nichts, was illusorisch ist – Eigentum und Stellung: Das alles wird erworben auf Kosten deiner Nerven, Jahrzehnt für Jahrzehnt, und es wird genommen in einer grausamen Nacht. Lebe – Denk' nach über das Leben – habe keine Angst vor Unglück; es ist schließlich alles gleich: Das Bittere dauert nicht für immer, und das Süße füllt das Maß nie bis zum Überfließen. Es ist genug, wenn du nicht in der Kälte frierst, und wenn Durst und Hunger sich nicht in deine Eingeweide krallen. Wenn dein Rücken nicht gebrochen ist, wenn dein Fuß gehen kann, wenn beide Arme sich bewegen, beide Augen sehen und beide Ohren hören können, wen könntest du dann beneiden? Und warum? Unser Neid gegenüber anderen verzehrt uns am allermeisten. Reibe deine Augen und säubere dein Herz – und preise vor allen anderen in der Welt jene, die dich lieben und die dir wohl wollen. Verletze oder schelte sie nicht, und trenne dich nie im Ärger von ihnen; schließlich weißt du nicht: Es könnte ja deine letzte Tat vor deiner Verhaftung gewesen sein, und auf diese Weise wärest du in ihr Gedächtnis eingegraben!«